

UWE ALBRECHT, ANNETTE HENNING, ASTRID WEHSE (Hg.)

Arthur Haseloff und Martin Wackernagel – Mit Maultier und Kamera durch Unteritalien

Forschungen zur Kunst im Südreich der Hohenstaufen 1905-1915, zugleich: Reihe Zeit und Geschichte der Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein Band 4. Kiel, Ludwig 2005. 160 S., 151 Abb. (s/w). Katalog zur Ausstellung in der Universitätsbibliothek Kiel (25.05.-14.07.2005)

Süditalien stellt ein in den letzten Jahren weitgehend aus dem Blickfeld der deutschen Kunstgeschichte verschwundenes Forschungsgebiet dar. Dabei ist beispielsweise der mittelalterliche Bautenbestand dort von eminenter Bedeutung für die europäische Architekturgeschichte. Insbesondere die Burgen des letzten Stauferkaisers zeichnen sich durch eine außergewöhnliche Qualität der baukünstlerischen Ausführung aus. Dennoch führen sie in den Standardwerken ein Schattendasein. Zieht man nach rund anderthalb Jahrhunderten Forschungsgeschichte Bilanz, so muß man konstatieren, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Bauwerken Friedrichs II. von Hohenstaufen in Süditalien einem Trauerspiel gleicht.

Schon die Entstehung der Bauwerke, durch den letzten Stauferkaiser Friedrich II. in der 1. Hälfte des 13. Jh.s in Auftrag gegeben, ist von tragischen Geschehnissen überschattet. Der politisch-militärische Kampf des Kaisers gegen das Papsttum führt noch vor dem Ende des Jahrhunderts zur Auslöschung der Hohenstaufen-Dynastie. Seit Mitte des 19. Jh.s engagiert sich die deutsche Kunstgeschichte phasenweise auf dem Feld der Stauferforschung. Doch trotz großer individueller Anstrengungen ist keine Erfolgsgeschichte daraus geworden. Stattdessen sind bis auf den heutigen Tag regelmäßig Rückschläge und Unglücksfälle zu verzeichnen, die ein Nachhall der mittelalterlichen Schreckenszeit zu sein scheinen.

Mit Heinrich Wilhelm Schulz beginnt die wissenschaftliche Bearbeitung der Bauten des letzten Hohenstaufers im ehemaligen König-

reich Sizilien von deutscher Seite. Schulz macht sich auf eigene Kosten nach Süditalien auf und beginnt 1831, die Kunst- und Bauwerke der Hohenstaufen zu analysieren. Er stirbt jedoch 1855 im Alter von 47 Jahren und kann sein Werk nicht vollenden. Von seinen Aufzeichnungen erscheint lediglich postum 1860 ein geringer Teil. Anschließend verlagern sich die Forschungsaktivitäten nach Frankreich, wo vor allem Émile Bertaux mit seinen zahlreichen Publikationen zur mittelalterlichen Kunst Süditaliens eine Fülle neuer Erkenntnisse präsentiert. Ein halbes Jahrhundert nach Schulz beginnt Arthur Haseloff 1905 als erster deutscher Kunsthistoriker in staatlichem Auftrag eine systematische Erkundung der »Burgen der Hohenstaufen in Süditalien« (Abb. 1). Doch er muß das Land zehn Jahre später, nach dem Kriegseintritt Italiens 1915, verlassen, bevor erste Teile der von



Abb. 1 Canosa di Puglia, Haseloff bei der Arbeit, 1908 (Inv. Nr. 3980; Albrecht S. 29 Nr. 3)

ihm geplanten Publikationen erscheinen können; das 1888 eröffnete Königlich Preußische historische [sic] Institut in Rom, an dem seine Arbeitsstelle angesiedelt war, wird geschlossen. 1920 erhält der mittlerweile in Berlin als Dozent tätige Haseloff einen Ruf nach Kiel, er muß das Projekt damit endgültig ruhen lassen, das von ihm konzipierte Corpuswerk aller Hohenstaufenburgen in Südtalien bleibt in den Anfängen stecken.

Nachdem damit vorerst der Vorhang für die Stauferforschung gefallen war, setzen die Nationalsozialisten nach 1933 diese erneut auf die Agenda, möglicherweise beeinflußt durch den großen Erfolg der vom Zeitgeist geprägten hymnischen Biographie Friedrichs II. aus der Feder von Ernst Kantorowicz, die den Staufer als »Führer« feiert. Die NS-Wissenschaftsverwaltung erteilt den Auftrag, diesmal kein Corpuswerk, sondern eine Reihe von Monographien der wichtigsten Bauwerke zu erarbeiten. Am Ende des Zweiten Weltkriegs sind die meisten der an diesem Monographienprojekt beteiligten Kunsthistoriker tot, statt der Einzeldarstellungen waren vor 1945 nur einige kleinere Aufsätze erschienen.

Im dritten Akt des Trauerspiels erhält die BRD 1953 aus der Konkursmasse des »Dritten Reiches« die Bibliotheca Hertziana in Rom zugesprochen. Dort wird während der Ägide Franz Wolff-Metternichs ein *Südtalienreferat* eingerichtet, innerhalb dessen das Monographienprojekt wieder zum Leben erweckt werden soll. Aber die beiden ersten Referenten, Heinrich Matthias Schwarz und Hanno Hahn, sterben kurz hintereinander bei Autounfällen, der nächste (Günter Urban) wendet sich (wohl sicherheitshalber) anderen (mittelalterlichen) Forschungsgegenständen zu.

Als Irrlicht geistert in den nächsten beiden Jahrzehnten der Historiker Carl Arnold Wilmsen durch die Kulissen. Aus unklaren Anfängen gestartet (1942 erschien seine erste Publikation »mit Unterstützung des Reichsjägermeisters« Göring), erringt er zwischen 1950 und 1980 die publizistische Luftherr-

schaft bezüglich der italienischen Hohenstaufenburgen. Zahlreiche Bücher, Aufsätze, Kongreßvorträge und ein seigneurales Auftreten verschaffen ihm eine monopolartige Deutungshoheit nördlich und südlich der Alpen. Wie so viele Potentaten versäumt allerdings auch er die Nachfolgeregelung, so daß mit seinem Tod 1986 dieser Akt schließt.

Im vierten Aufzug versuchen einige Nachwuchs-Kunsthistoriker 1994 aus Anlaß des 800. Geburtstages Friedrichs II. auf eigene Faust, die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem künstlerischen Erbe der Hohenstaufen in Südtalien wieder zu beleben (vgl. K. Kappel u. a.: *Die Kunst am Hof Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen*, München 1996). Da dies außerhalb der universitären Strukturen unternommen wurde, ein aussichtsloses Unterfangen, wie sich bald herausstellt, auch wenn aus diesen Anfängen die bis heute fortgeführten »Landauer Staufertage« entstanden sind, die verdienstvollerweise von Jürgen Krüger und Volker Herzner weitergeführt werden, und deren jüngste Veranstaltung im Juli 2005 stattfand (www.landauer-staufertagung.de). Im vorläufig letzten Aufzug wird Anfang der 90er Jahre ein von Heinz Götz angestoßener baugeschichtlicher Vorstoß aus Karlsruhe unternommen. Dieser verliert nach der Vermessung eines einzigen Bauwerks (Castel del Monte) den Vortrieb und wird – nach einer Teilpublikation der entstandenen Pläne – eingestellt, statt, beflügelt von solchem Anfangserfolg, das seit 150 Jahren vermißte Corpuswerk der gesamten Bautengruppe anzugehen (vgl. W. Schirmer: *Castel del Monte*, Mainz 2000). Der Unterzeichnete hat im selben Zeitraum am Beispiel von fünf der wichtigsten Bauwerke Friedrichs II. versucht, die Mängel der bisherigen Forschungsgeschichte möglichst umfassend zur Sprache zu bringen und Wege in Ansatz zu bringen, wie man neue Erkenntnisse innerhalb eines scheinbar schon überforschten bzw. nach Ansicht des Hilfswissenschaftlers Theo Kölzer »auserzählten« Forschungsgebietes, in dem die Kunstgeschichte aber in vieler-

lei Hinsicht auch nach 150 Jahren noch am Anfang steht, gewinnen kann (vgl. A. Knaak: *Prolegomena zu einem Corpuswerk der Architektur Friedrichs II. von Hohenstaufen im Königreich Sizilien*, Marburg 2001). Auf weitere wichtige Beiträge, die in dieser kurzen Rückschau nicht angemessen gewürdigt werden können, sei wenigstens noch namentlich hingewiesen. Die Stauferforschung wäre deutlich ärmer ohne die Beiträge von Giuseppe Agnello, Pina Belli d'Elia, Antonio Cadei, Maria Stella Calò Mariani, Mario d'Onofrio, Cornel von Fabriczy, Heinrich von Geymüller, Wolfgang Krönig, Dankwart Leistikow, Cord Meckseper, Valentino Pace, Angiola Maria Romanini, Horst Schäfer-Schuchardt, Cresswell Shearer, Pietro Toesca, Nils Wollin, und vielen anderen. Doch so eindrucksvoll die vergangenen 150 Jahre Forschungsgeschichte an sich auch scheinen mögen, seit einigen Jahren ist – das verdeutlicht ein Blick in die Universitätsnachrichten der *Kunstchronik* – wieder Friedhofsruhe auf dem Gebiet der süditalienischen Stauferburgen eingetreten.

Nur vor dem häufig tragischen, manchmal komischen Hintergrund dieser eigenartigen Forschungsgeschichte ist zu verstehen, welche Bedeutung den Forschungen Arthur Haseloffs (1879-1955) und Martin Wackernagels (1881-1962) zum Bestand der hohenstaufischen Bau- und Kunstwerke in Süditalien zukommt. Ihre Erkenntnisse haben der kunsthistorischen Beschäftigung mit diesem Forschungsgebiet bleibende, bis heute gültige Grundlagen verschafft. Haseloff selbst verbrachte nach 1920 den Rest seines Hochschul-Lebens – mit kurzen Unterbrechungen – in Kiel. Sein wissenschaftlicher Nachlaß (über zehn Aktenmeter) blieb im Archiv der Universitätsbibliothek Kiel erhalten und steht dort zur weiteren Benutzung zur Verfügung; eine Ausnahme innerhalb der Hohenstaufenforschung, da alle sonstigen Nachlässe von Schulz bis Willemsen und Krönig durch Zeitumstände oder Gedankenlosigkeit zerstreut wurden oder verschwunden sind. Das Kunst-

historische Institut in Kiel begann schon in den 60er Jahren, sich damit zu beschäftigen; ein Großteil des Nachlasses wurde damals ein erstes Mal katalogisiert.

Jetzt, zum hundertsten Geburtstag der universitären kunsthistorischen Stauferforschung in Deutschland und zum fünfzigsten Todestag Haseloffs, wurde in einer Ausstellung der Universitätsbibliothek Kiel das von Haseloff und Wackernagel weitgehend selbst aufgenommene oder beschaffte photographische Material zu den Hohenstaufenburgen und weiteren mittelalterlichen Bauten Apuliens in einer Ausstellung präsentiert. Parallel dazu erschien der hier vorzustellende, aufwendig ausgestattete Katalog, der einen Teil der Photographien sowie einige Beiträge der zu diesem Thema bereits im Mai 2001 veranstalteten Kieler Tagung, einen aus der Forschungszeit Haseloffs stammenden Text Martin Wackernagels und weitere Beiträge zu den Photos, ihrer Entstehungsgeschichte und ihrem Erhaltungszustand enthält. Das verlegerische Risiko bei der Publikation des prachtvollen Katalogs wurde durch Druckkostenzuschüsse der Kieler Società Dante Alighieri, der Universität u. a. gemindert. Aus Anlaß der Ausstellung wurde ein Großteil der Aufnahmen auf digitale Speichermedien kopiert, um sie vor weiterem Verfall zu schützen und sie der wissenschaftlichen Forschung leichter zugänglich zu machen.

Den insgesamt mehr als 3200 erhaltenen Aufnahmen Haseloffs und Wackernagels zur Architektur, Skulptur, Malerei und Schatzkunst Süditaliens kommt – worauf im Katalog zu Recht hingewiesen wird – aufgrund ihrer außerordentlichen Qualität der Rang eigenständiger Kunstwerke zu, die den Vergleich mit den Werken von August Sander u. ä. nicht zu scheuen brauchen. Von ihnen werden im Katalog insgesamt knapp 150 abgebildet, davon 100 in einem Werkkatalog mit Angaben zu Entstehung, Gegenstand und Erhaltung. Die spezifische und in diesem Katalog schlagend erkennbare Bedeutung der Arbeit Haseloffs und Wackernagels besteht im groß-



Abb. 2
 Castel del Monte,
 Hauptportal,
 1908 (Haseloff,
 Inv. Nr. 5033; Albrecht
 S. 94 Nr. XXVI)

gedachten, umfassenden Ansatz ihrer Forschungen, der – so der ursprüngliche Plan – in ein Corpuswerk zu diesen Bauwerken münden sollte. Nur ein solches Corpuswerk hätte der Beschäftigung mit den Hohenstaufenburgen in Süditalien die notwendige sachliche Grundlage verschaffen und sie endgültig aus dem Dunstkreis der Hobbyhistoriker, Okkultisten und Esoteriker holen können, von denen sie – besonders in Italien – gerne bis heute vereinbart werden.

Haseloff und Wackernagel unternahmen zusammen mit einigen Helfern zwischen 1905 und 1911 anstrengende und gefährliche Reisen in jene *terra incognita* südlich Roms, die sich zu Beginn des 20. Jh.s noch in einem quasi mittelalterlichen Zustand befand, wovon ein im Katalog abgedruckter Reisebericht Wackernagels eindrucksvoll Zeugnis ablegt. Zu Fuß und mit Maultierkarren mußten weite Strecken zurückgelegt werden, auch im Frühjahr und Herbst bei tropischen Temperaturen.

Jede Reisetappe stellte ein Abenteuer dar, auf vielen Wegstrecken waren Leibwächter vonnöten. Die beiden kunsthistorischen Pioniere schufen mit Hartnäckigkeit und Ausdauer die sachlichen Grundlagen des geplanten Corpuswerkes, das – wäre es fertiggestellt worden – der Beschäftigung mit den friderizianischen Bauwerken Italiens eine neue Dimension eröffnet hätte. Doch von dem großangelegten Werk erschien nur ein einziger Band (1920/*Capitanata*), das Manuskript eines weiteren (Kastell von Bari) ruht seitdem im Universitätsarchiv von Kiel. Die restlichen beiden Bände wurden gar nicht erst begonnen.

Das letztliche Scheitern ist bisher das gemeinsame Kennzeichen aller Beschäftigung mit diesem Forschungsgebiet. Immer wieder wurden hoffnungsvolle Ansätze gemacht, doch es fehlte jedesmal an Personal oder einer konsequenten, ausreichenden Finanzierung eines solchen Mammut-Vorhabens, das dennoch ein dringendes Desiderat der Forschung bleibt. Prototypisch war das von Haseloff geplante Corpuswerk auch deshalb, weil es in modern anmutender Weise interdisziplinär angelegt war. In Zusammenarbeit mit Haseloff begann der Historiker Sthamer gleichzeitig in Neapel damit, die Überreste des anjounischen Staatsarchivs zu durchforsten und dessen damals noch vorhandenen immensen Aktenbestand nach Anhaltspunkten bezüglich der vorhergehenden staufischen Kastell- und Staatsverwaltung zu untersuchen. Auch seinem Wirken war kein besseres Schicksal beschieden. In drei Bänden konnte er einen Teil seiner Forschungsergebnisse publizieren, dann starb er vor der Zeit 1938. Wieder blieb das Manuskript eines weiteren Bandes erhalten, sowie die Transkripte zahlloser Dokumente aus dem Neapler Staatsarchiv. Diese sind heutzutage um so wichtiger, als deutsche Wehrmachtseinheiten im Zuge von Repressalien 1943 das ausgelagerte Staatsarchiv Neapels vermutlich bewußt in Brand gesteckt und zerstört haben. Sthamers Notate vermitteln noch einen schwachen Abglanz der archivalischen Reich-

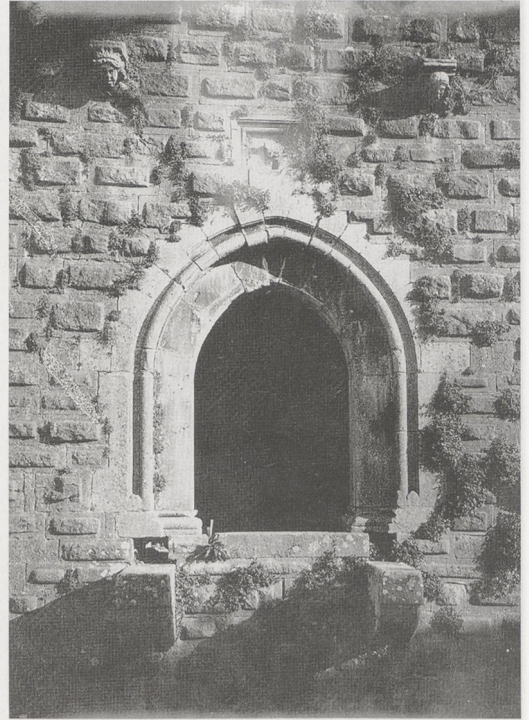


Abb. 3 Lagopesole, Donjon, Portal, 1906 (Wackernagel, Inv. Nr. 786; Albrecht S. 117 Nr. LV)

tümer, die dort bis 1943 versammelt waren. Die Überreste des verloren geglaubten Sthamerschen Nachlasses wurden nach 1989 im Staatsarchiv der DDR entdeckt und 1993 deren kommentierte Publikation in Auftrag gegeben. Dies besorgte der in Lecce ansässige, auf diesem Feld seit Jahren tätige Historiker Houben, der mittlerweile den Nachdrucker der drei zwischen 1912 und 1926 erschienen Dokumentenbände Sthamers betreut und soeben die von Sthamer nachgelassenen Dokumente zu den Kastellen in den Abruzzern, Kampanien, Kalabrien und Sizilien publiziert hat, womit er auch der kunsthistorischen Forschung wesentliche zusätzliche Quellen erschloß (vgl. E. Sthamer: *Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou*. Bd. III. Auf



Abb. 4
*S. Leonardo di Siponto,
 Seitenportal, 1911
 (Haseloff, Inv. Nr. 5871;
 Albrecht S. 137
 Nr. LXXX)*

der Grundlage des von E. Sthamer gesammelten Materials bearbeitet von H. Houben, Tübingen 2005).

Houbens Beitrag im Kieler Katalog steht unter der Überschrift »Hundert Jahre deutsche Kastellforschung in Süditalien«. Die Arbeitsbedingungen Haseloffs und Sthamers werden darin plastisch geschildert, die seitherige Forschung in einem allerdings sehr kursorisch geratenen Überblick abgehandelt. Houben beläßt es weitgehend bei einer Aufzählung von

Namen und Jahreszahlen, ohne die jeweiligen inhaltlichen Fortschritte zu benennen. Die im Laufe der Zeit sich stark wandelnden historischen wie kunsthistorischen Fragestellungen kommen dabei zu kurz. Ein kunstgeschichtlich wie kulturgeschichtlich (und selbstverständlich auch historisch) bedeutsames Thema sind die Süditalien-Reisen Kaiser Wilhelms II. in den Jahren 1904 und 1905, die unmittelbar zur Gründung der kunsthistorischen Abteilung des Königlich Preußischen historischen



Abb. 5 S. Leonardo di Siponto, Seitenfassade, 2. Hälfte 20. Jh. (Austin 9201)

Instituts führen. Deren Darstellung durch Houben anhand der im Deutschen Historischen Institut in Rom vorhandenen Materialien müßte unter Einbeziehung der im Bundesarchiv Berlin bzw. im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes lagernden Materialien ergänzt bzw. korrigiert werden. Es wäre höchste Zeit, diese ebenso interessante wie bisher zu wenig beachtete Episode deutsch-italienischer Geschichte genauer zu untersuchen.

Auch die Katalogbeiträge der Kieler Wissenschaftler lassen nur teilweise ein angemessenes Verständnis der wirklichen Verdienste Haseloffs erkennen. Die These Uwe Albrechts, wonach das von Haseloff konzipierte Corpuswerk der Hohenstaufenburgen gescheitert sei,

weil es zu groß angelegt gewesen sei, verdeutlicht dieses hermeneutische Defizit. Tatsächlich ist das Corpuswerk an mangelnder Unterstützung nach 1918 gescheitert, als die politischen Wirren in Deutschland bekanntlich andere Prioritäten erzwangen. Die Konzeption selbst war die einzig mögliche, dem Gegenstand angemessene. Wäre der Erste Weltkrieg nicht dazwischen gekommen, der eigentliche Scheiternsgrund, hätten Haseloff und seine Mitstreiter es mit hoher Wahrscheinlichkeit geschafft, die Hohenstaufenburgen Süditaliens in einem Corpuswerk auf einheitlicher wissenschaftlicher Basis zu untersuchen. Mit Nonchalance wird im selben Beitrag behauptet, die kunsthistorische Abteilung des Kgl. Preußi-

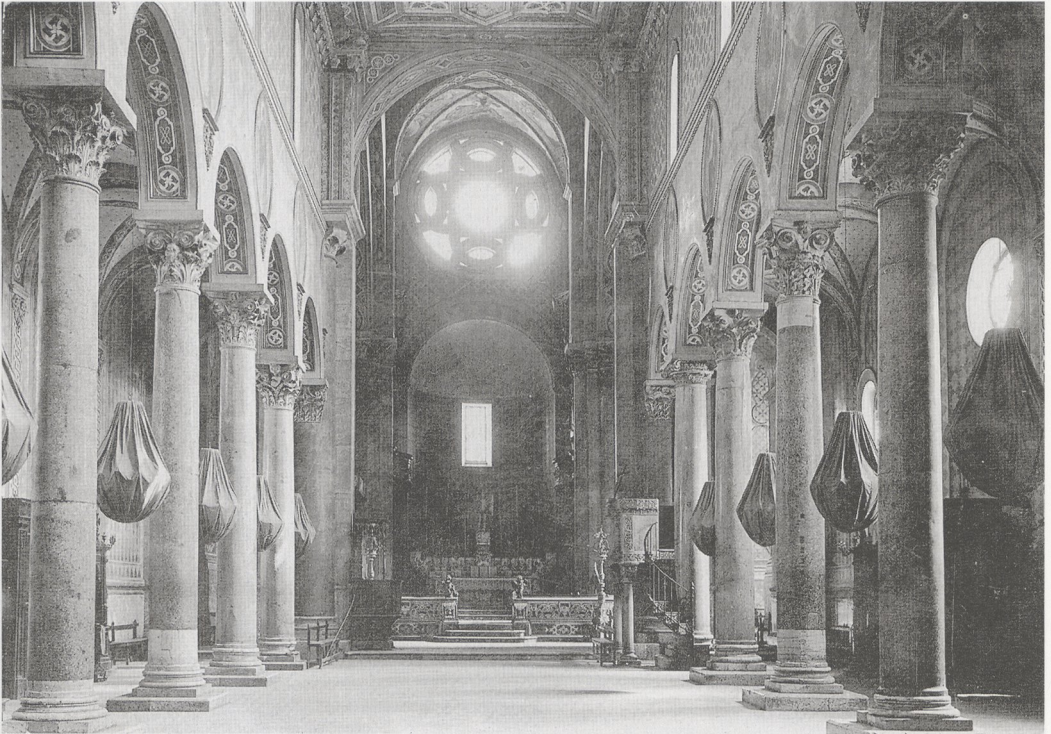


Abb. 6 Troia, Dom, Innenansicht nach Osten, 1908 (Wackernagel, Inv. Nr. 3869; Albrecht S. 154 Nr. XCVIII)

schen historischen Instituts sei nach dem Ersten Weltkrieg in die Hertziana übersiedelt – tatsächlich wurde die Abteilung einfach aufgelöst, und Haseloff konnte den größten Teil der Materialien mit nach Kiel nehmen (wie dies im Beitrag von Houben wohl korrekt dargestellt ist, nur daß die Bibliothek m. W. in Rom verblieb). Die Hertziana, der der Direktor des Historischen Instituts, Paul Kehr, ablehnend gegenüberstand, erhielt nichts davon, und war ihrerseits bekanntlich von Anfang an auf Renaissance und Barock als Forschungsschwerpunkt ausgerichtet.

Auch der optisch sehr ansprechende und informative Katalog der hundert ausgewählten Photographien hinterläßt einen ambivalenten Eindruck. Denn in die Bilderläuterun-

gen haben sich erstaunlich viele sachliche Fehler eingeschlichen. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen. So wird behauptet, Castel del Monte sei schon wenige Jahre nach dem Baubeginn 1240 vollendet worden. Dabei ist genau das eines der schwierigsten und umstrittensten Probleme der Burgenforschung in Süditalien, und keineswegs abschließend diskutiert. Den heutigen Eindruck äußerlicher Fertigstellung verdanken wir bekanntlich den verschiedenen Restaurierungskampagnen der letzten 130 Jahre, die in teilweise bedenklicher Art und Weise in die Bausubstanz eingegriffen haben und einen geschönten, ahistorischen Eindruck vermitteln. Die Photos Haseloffs zeigen noch den weitgehend unrestaurierten Zustand. So etwa beim Hauptportal, dessen

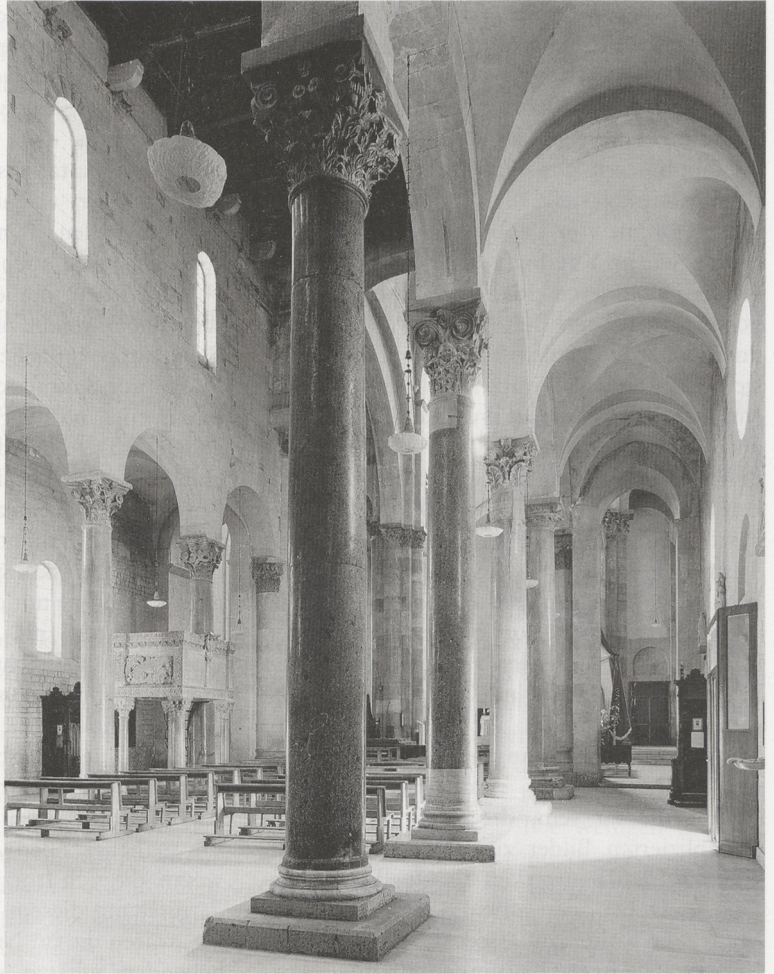


Abb. 7
Troia, Dom, Innenan-
sicht von Südwesten,
2. Hälfte 20. Jh.
(Austin 2463)

zweiläufige Treppe damals noch unter Abraum verborgen lag (Abb. 2). Der das gesamte Kastell umgebende Schuttkegel von beachtlichem Rauminhalt wurde zu Beginn des 20. Jh.s von übereifrigen Restauratoren entfernt, ohne daß er nach kunsthistorisch Relevantem durchsucht worden wäre. Gerade dieser Schuttkegel ist m. E. der sichtbare Beleg dafür, daß Castel del Monte ursprünglich – wahrscheinlich bis ins 16. Jh. – dreigeschossig war, und erst unter der spanischen Herrschaft,

wie viele andere Festungsbauwerke, »rückgebaut« wurde, um der neuzeitlichen Artillerie weniger gute Angriffsziele zu bieten. Wie in Siracusa, Augusta und anderswo wurde offenbar auch Castel del Monte seines obersten Stockwerks beraubt (was u. a. zu dem so befremdenden Eindruck der im nichts endenden Treppenspindeln in den Türmen führte). Der Rauminhalt dieses Schuttkegels entsprach schätzungsweise in etwa den für ein drittes Stockwerk zu erwartenden Mauervolumina –

offenbar wurde der Schutt beim Abbruch der Stockwerks nicht abgefahren, sondern einfach rund um das Kastell verteilt. Das zwischen 1240 und 1250 errichtete, höchstwahrscheinlich dreigeschossige Castel del Monte wurde aber im Inneren, das zeigen zahlreiche Details, niemals fertiggestellt.

Beim Donjon von Lagopesole (Abb. 3), der nicht – wie im Katalog vermerkt – im oberen, sondern im unteren Hof liegt, bleiben die möglichen stilistischen Bezüge nach Nordeuropa unerwähnt, die stilistische Nähe der Kragsteine zu ähnlichen Stützen am Trifels (Pfalz), einer der wichtigsten Hinweise auf eine wie auch immer geartete direkte künstlerische Beziehung zwischen den staufischen Bauwerken nördlich und südlich der Alpen. Daß der Festungsring von Lucera nicht 17, sondern 27 Türme aufweist, und das aller Wahrscheinlichkeit nach anjouinische Böschungsmauerwerk des *palatium*s dort bis heute vorhanden ist, fällt unter die vielen kleineren sachlichen Fehler, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden sollen.

Die sinnvollste Nutzungsmöglichkeit für diesen dennoch hoch verdienstvollen Band scheint die zu sein, die zuvor weitgehend unpublizierten Bilder zur eigenen Beschäftigung mit den Bauwerken als Quellen zu nutzen und bei den Texten ein gesundes Mißtrauen walten zu lassen.

Gegenwärtig ist die Lage innerhalb dieses Forschungsbereichs, wie erwähnt, generell denkbar schlecht. Kein einziges deutschsprachiges Kunstgeschichtsinstitut beschäftigt sich derzeit aktiv und nachhaltig mit dem Burgenbau Friedrichs II., also mit einem der faszinierendsten und wichtigsten Denkmälerbestände abendländischer Architekturgeschichte. Das in Kiel vorhandene Material müßte jetzt für die Forschung leichter zugänglich gemacht werden, im Idealfall natürlich online, wie etwas das ZI-Farbdiaarchiv zur Wand- und Deckenmalerei. Für eine solche wichtige Maßnahme müßten sich auch Drittmittel einwerben lassen. Dissertationen über süditalienische

Themen sollten an den Instituten nachdrücklich ermutigt werden. Es verspräche Erfolg, wenn die Region nach dem Vorbild des *Congrès archéologique* von einer Anzahl Wissenschaftler aus den verschiedensten Ländern bereist und katalogisiert würde, etwa mit dem Ziel einer Art »Dehio« für Süditalien, da die verdienstvollen Bände aus der *Zodiaque*-Reihe, die sich auch mit der Romanik in den verschiedenen italienischen Provinzen beschäftigen, gemäß ihrer Entstehung bei den Benediktinermönchen von La-Pierre-qui-Vire / Yonne auf Sakralarchitektur beschränkt sind und in einer für die Forschung nicht mehr zeitgemäßen Trennung der Sphären die Säkulararchitektur unberücksichtigt lassen. Gerade die Burgen der Hohenstaufen in Süditalien zeigen, wie eng die Bauhütten der großen sakralen und säkularen Bauwerke vernetzt waren, hier ganz besonders mit den Bauhütten der Zisterzienserklöster in Süditalien, von denen wesentliche Bautechniken, Steinbearbeitungsmerkmale und Schmuckdetails übernommen wurden (die sich m. E. sogar auf eine einzige Quelle, die Ausbildung innerhalb der Bauhütte von Clairvaux, zurückführen lassen).

Ein naheliegender Ansatzpunkt für Unentwegte, die sich trotz aller Probleme und Hindernisse mit diesem Thema beschäftigen wollen, wären die im Nachlaß Haseloffs noch zu hebenden Schätze, so sein fast 3000 Seiten umfassender Schriftwechsel aus der Zeit am Königlich Preussischen historischen Institut in Rom, die überwiegend unpublizierten photographischen Aufnahmen und zahlreiche Skizzen und Reinzeichnungen zu verschiedenen Kastellen. Die Modernität des Ansatzes von Haseloff und Wackernagel zeigt sich hier erneut: Sie haben ihrerseits die Sakralarchitektur nicht unberücksichtigt gelassen, sondern bei der Erstellung ihres photographischen Materials zu den Hohenstaufenburgen ganz selbstverständlich auch die außerordentlich bedeutenden romanischen Kirchen- und Klosterbauten der Region miteinbezogen (so u. a.

den Dom von Troia und S. Leonardo di Siponto, vgl. *Abb. 4-7*). Diesen seit mehr als acht Jahrzehnten brachliegenden Fundus an grundlegender, sacherschließender Informa-

tion zu reaktivieren, sollte sich eine neue Generation von Kunsthistorikern angelegen sein lassen.

Alexander Knaak

HEIDRUN STEIN-KECKS

Der Kapitelsaal in der mittelalterlichen Klosterbaukunst. Studien zu den Bildprogrammen

Italianische Forschungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, Max-Planck-Institut, hrsg. v. Max Seidel u. Gerhard Wolf, 4. Folge, Bd. IV. München und Berlin, Deutscher Kunstverlag 2004. 537 S., 33 Farbtaf., 375 sch/w-Abb., € 88,-. ISBN 3-422-06429-X.

Obwohl der mittelalterliche Kapitelsaal als Ort der Versammlung einer Klostersgemeinschaft sogar bis in die Profankultur von Belletristik und Film bekannt wurde, fehlten in der Forschung bisher eine fundierte Überblicksdarstellung und eine schrift- und bildquellenbezogenen Analyse von Funktion und Bedeutung dieses Konventsraumes. Heidrun Stein-Kecks hat mit der vorliegenden Habilitationsschrift eine Studie zu den Bildprogrammen von rund 50 europäischen Kapitelsälen des 11. bis 16. Jh.s vorgelegt, die aufgrund ihrer Systematik und Vollständigkeit ein herausragendes Kompendium darstellt.

Das Interesse der Autorin gilt in Anbetracht des großen Zeitrahmens nicht etwa einer »chronologischen Entwicklung im Sinne eines ständigen Fortschreitens in Form und Inhalt der Ausstattung des Kapitelsaals« (197), sondern sie führt die grundsätzlichen Determinanten dieses Raumes als Ort des Kapiteloffiziums in ihren immer neuen und vielfältigen Varianten der Verbildlichung vor Augen und verweist auf regionale sowie ordensspezifische Unterschiede. Da nicht stilistische, sondern ikonologische Kriterien zählen, ist es legitim, wenn einige Beispiele aus der florentinischen Renaissance wie die Pazzi-Kapelle als Kapitel-

saal von S. Croce oder Pietro Peruginos Kreuzigung in S. Maria Maddalena di Cestello zur Verdeutlichung herangezogen werden. Als vorherrschende bildkünstlerische Gattung der Ausstattung im Kapitelsaal behandelt Stein-Kecks die Wandmalerei; in aussagekräftigen Einzelfällen bezieht sie die Bauplastik mit ein, die sich vor allem als Relief-, Kapitell- und Portalgliederung zeigt. Die wenigen erhaltenen Glasmalereien besonders der englischen chapter houses finden ebenfalls Erwähnung, während auf die Darstellung der nur vereinzelt überlieferten beweglichen Ausstattung mit Tafelbildern und Bildteppichen verzichtet wurde.

Zu Beginn konstatiert die Autorin die Diskrepanz zwischen der bis ins ausgehende Mittelalter gleichbleibenden Baugestalt des Kapitelsaals und dem hohen Variationsgrad seiner Ausstattung, der im erhaltenen Bestand keine zwei identischen Programmschemata hervor gebracht hat. Neben dieser Themenvielfalt galt es, möglichst viele unterschiedliche Ordens- und Stiftsgemeinschaften miteinzubeziehen: So finden sich unter den angeführten Beispielen nicht nur Benediktiner, Zisterzienser und Dominikaner, sondern auch Kongregationen wie Hospitaliterinnen, Birgitten, Servitin und Deutschordensritter.